

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Band: 26 (2019)
Heft: 288

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Saiten



heizt ein.

Nr. 287, März 2019

Zum Beitrag *Asoziales auf dem Teller* im Februarheft und den Leserbriefen im Märzheft:

Liebe Frau Weber
Dies ist eine «Entgegnung auf eine Entgegnung». Ihr moralischer Angriff auf die Saiten-Journalistin gefällt mir nicht. Selber habe ich noch nie Stopfleber gegessen. Aber nicht, weil ich einen speziell guten Charakter habe. Dafür trage ich nicht immer Kleider aus Fairtrade-Handel. Meistens kenne ich die Herstellungs- und Arbeitsbedingungen bei den Produkten, die ich kaufe, nicht genau. Ich versuche das Beste und es gelingt mir nicht immer. Waren Sie noch nie in Ihrem Leben inkonsequent? Stimmen Ihr Denken und Handeln immer zu 100% überein? Wieso ist es nicht in Ordnung, zu einer «Schwäche» zu stehen?
Judith Müller, St.Gallen

Die Fachhochschule St.Gallen hat Ende Januar ein Imagefilmchen veröffentlicht. Darin wird fleissig geschwurbelt: Wir sind «Kreativköpfe», «wir bleiben nicht stehen», wir sind «Problemlöser», «Wertschaffer», «Stimmungsmacher». Marketing-Jargon aus der Glückskeksfabrik. Die internen «Grundsätze des Umgangs mit Diversität» und der «Gender-Sprachleitfaden» sind dabei auf der Strecke geblieben. Nach dem Saiten-Artikel hat die FHS reagiert und die Texte angepasst. Nun bildet die FHS also offiziell auch «Gedankenherausforderinnen», «Wertschafferinnen» und «Überfliegerinnen» aus. Danke, liebe FHS. Zumindest die binäre Gendergerechtigkeit ist wiederhergestellt. Artikel und Link zum Video unter saiten.ch/hort-der-fragensteller/.

Oft gelesen wurde auch der Artikel zum geplanten Autobahnzubringer in St.Gallen. Anfang März wurde das Projekt vorgestellt. «Zubringer» statt «Teilsponge» wird der Tunnel zum Güterbahnhof jetzt genannt. Das klingt schöner, macht das Ganze aber nicht besser. Stadtzerstörung bleibt Stadtzerstörung, kommt unser Autor zum Schluss. Mehr dazu unter saiten.ch/stadtzerstoerung-bleibt-stadtzerstoerung/.

Sehr gross war das Interesse unserer Internetleserschaft am Text über das neue Stahlberger-Album. Noch düsterer und auswegloser als der Vorgänger kommt «Dini zwei Wänd» daher. Surrealistische Alpträume, verzweifelte Alltagsszenarien oder das ganz banale Elend der menschlichen Existenz beschreibt Manuel Stahlberger in seinen Songtexten. Samt kritischen St.Gallen-Utopien, gern auch apokalyptisch, etwa wenn ein Sturm aufkommt und alles neu anordnet: «Alles gehört jetzt alle / Alles isch neu sortiert.» Mehr auf saiten.ch/stahlbergers-stadt/. Und viel mehr live, an der Plattentaufer zum Beispiel vom 19. und 20. April im St.Galler Palace.

Unterwegssein heisst auch, gewisse Dinge zurückzulassen. Saiten ist seit 25 Jahren unterwegs und hat sich zum diesjährigen Jubiläum ein Redesign gegönnt. Vor allem optisch, aber auch im Inhalt. Vier Kolumnen sind weggefallen: «Mensch Meyer», «Herr Sutter sorgt sich...», «Evil Dad» und die «Mixologie». Janine und Helga Meyer haben uns auch intern zu Generationengesprächen angeregt. Von Bernhard Thöny und seinem sorgenvollen und trotzdem zuversichtlichen Herrn Sutter haben wir uns gern durch die Tücken des Alltags begleiten lassen. Marcel Müller, der Müllerin sowie der Gurke und der Bohne danken wir für die amüsanten und sprachgewandten Einblicke ins kleinfamiliäre Vorstadtleben. Und «tschüss und cheers» den beiden Mixologen Niklaus Reichle und Philipp Grob, die uns über zwei Jahre die helvetische Cocktailkultur näher gebracht haben.

Neu auf dem Saitenschiff sind die Teilzeitskipper Jan Rutishauser und Anna Rosenwasser, wobei das nur halb stimmt: Anna hat bereits vor einigen Jahren regelmässig für Saiten geschrieben, damals noch für die mehr oder weniger turbulente Rubrik «Rundflug». Neu schreibt sie monatlich die Queer-Kolumne «Nebenbei gay». Jan ist eines schönen Tages vor der Konsulatstüre gestanden und hat gefragt, ob wir Deadlines zu vergeben hätten, er suche noch welche. Hatten wir. Seine Humor-Kolumne heisst «Warum?», der Name ist Programm. Die Porträts hat Lukas Schneeberger gezeichnet.

Willkommen an Bord: Das gilt auch für Julia Kubik, die neu den Comic am Hefende zeichnet. Mehr dazu und zu den sonstigen Anläufen rund um das 25-Jahr-Jubiläum ist auf den Seiten 37 bis 39 zu lesen. Nicht hier zu lesen, sondern nur zu sehen, nämlich am Saitenfest vom 6. April und danach online, ist die Jubiläumsausgabe der Videokolumne «Schäfers Stunde». Marcus Schäfer, genau beim Jubiläumsfest 2014 im Leonhardspark erstmals «auf Sendung», hat bei der Gelegenheit an einen Lieblingssatz erinnert, der ihn selber begleitet und den er vor vielen Jahren in Saiten wieder entdeckt habe. Es ist eine Liedzeile der Sterne, passend für allerhand Gelegenheiten, aber besonders für Anfälle von Neuerungslust: «Wir müssen nichts so machen, wie wirs kennen, nur weil wirs kennen, wie wirs kennen.»

Wir sind gespannt und freuen uns über Rückmeldungen aller Art.

Sie ärgern sich? Sie freuen sich? Kommentieren Sie unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch oder schreiben Sie uns einen Leserbrief an redaktion@saiten.ch.

Welttag des Buches 23. April 2019

Die Welt ist rund.

Bibliotheken

Mediathek Kantonsschule
Bibliothek Hauptpost
Kantonsbibliothek Vadiana
Stadtbibliothek Katharinen
Mediatheken der PH St.Gallen
Bibliothek der Universität St.Gallen (HSG)
Kunstabibliothek Sitterwerk
Stiftsbibliothek St.Gallen
Bibliothek FHS St.Gallen
Textilbibliothek
Stadtbibliothek Gossau

Verlage

Triest Verlag
Vexer Verlag
VGS Verlagsgenossenschaft St. Gallen

Buchhandlungen

Rösslitor Bücher
Buchpunkt
Notenpunkt AG
Buch Cafe Benedikt
Buchhandlung Comedia
Buchhandlung zur Rose
Kinderbuchladen St.Gallen
Gutenberg Buchhandlung

Kino

Kinok – Cinema in der Lokremise

buchstadt.ch



«Ein Mutanfall»

Eva Bachmann über das Projekt für ein Literaturhaus Wyborada und die Lücken und Tücken der Buchstadt St.Gallen. Interview: Peter Surber, Bild: Ladina Bischof



Saiten: Anfang März ist die Idee mit Blick auf die Villa Wiesental lanciert worden, Mitte März hat der Verein Wyborada grünes Licht gegeben. Warum braucht St.Gallen ein Literaturhaus?

Eva Bachmann: Weil es fehlt. Das Literaturhaus soll ein Gravitationszentrum des Worts sein, ein Ort, der zusammenbringt, was mit Lesen, Schreiben und mit Texten in einem weiteren Sinn zu tun hat. Das heisst: Es geht nicht nur um Literatur, sondern um alle Spielarten von Texten, zum Beispiel auch um biografisches Schreiben. Zudem suchen wir den Austausch mit anderen Sparten, mit bildender Kunst, mit Musik.

Es gibt ja auch kein «Haus der Musik» in St.Gallen – müsste man das Literaturhaus also noch grösser denken?

Erstmal ist schon der Vorschlag, die Wyborada auszuweiten zu einem Haus der Literatur, eine grosse Vision, ein Mutanfall. Wie gross es werden kann, hängt von den Partnerschaften ab, von den Finan-

zen und vom Ort. Falls wir in St.Gallen eine Immobilie finden, die viel Platz bietet, könnte mit der Zeit eine Art Werkhaus entstehen, wie es in den Debatten zum städtischen Kulturkonzept auch schon gefordert worden ist. An der Davidstrasse, wo die Wyborada heute eingemietet ist, ist der Platz beschränkt. Wir sind vorerst darauf angewiesen, grössere Veranstaltungen an anderen Orten durchzuführen, aber das ist auch gut: Das Projekt soll ja integrativ sein.

Wer sind die möglichen Partner?

Frauen der Sprachschule Aida sind in der Initiativgruppe mitbeteiligt. Migrantische Gruppen und Themen sollen selbstverständlich einen Teil des Programms bestimmen. Positiv reagiert hat auch die Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur GdSL. Das Projekt ist nicht auf Konkurrenz oder Futterneid ausgelegt, sondern darauf, gemeinsam Dinge zu machen, mehr Leute mit Kultur in Kontakt zu bringen.

Gibt es für ein solches neues Angebot genug Publikum? Lesungen finden zum Teil vor leeren Reihen statt. Ist Literatur zuwenig massentauglich?

Zum einen: Wenn zehn Menschen an eine Lesung kommen, kann das trotzdem ein grossartiger Anlass sein. Zum andern: Es liest ja jeder und jede. Man muss aber natürlich darüber reden, wie man Bücher und Themen vermittelt. Die Wyborada war seit jeher eine selbstverwaltete Institution, und ein Teil der Programme soll auch künftig selbstverwaltet ablaufen. Dadurch wird es gelingen, mehr Leute zu involvieren, mit Angeboten und Debatten, die nicht monologisch sind, sondern mitgeprägt von den Beteiligten selber. Die gesellschaftliche Realität und die Menschen hier sollen Teil des Projekts sein. Ich glaube daran, dass sich die Menschen auseinandersetzen wollen mit Themen und mit Texten. Kantischüler gehen auf die Strasse – das zeigt, dass Beteiligung gefragt ist.

Wie stark soll das Literaturhaus ein feministisches Projekt bleiben?

Der Fokus auf Frauenthemen ist und bleibt wichtig. Aber die Männer sind mitgemeint. Es ist gerade in der Anfangsphase wichtig, viele Perspektiven einzubringen. Ein solches Projekt steht und fällt damit, dass Leute Ideen haben und die Energie, sie umzusetzen. Wenn man immer gleich Einwände hat – «das geht nicht, es gibt schon so vieles, es fehlt an Geld und an Publikum» – dann passiert nichts.

Wer soll das Literaturhaus finanzieren?

Das Budget des Vereins Wyborada erlaubt keine Erweiterungen. Die Bibliothek hatte

schon länger kaum finanziellen Spielraum. Das Literaturhaus muss anderweitig finanziert sein, das heisst: Man muss potente Sponsorinnen und Sponsoren finden.

Und die öffentliche Hand?

Die Wyborada ist zum Teil mit städtischen Geldern finanziert. Klar wäre es ein Ziel, zusätzliche Mittel von den Ostschweizer Kantonen zu bekommen. Aber in der Stadt ist das Klima nicht gerade ausgabefreundlich, da müssen wir uns keine Illusionen machen. Das Geld müssen wir anderswo finden, sonst bleibt das Projekt Schmalspur.

Es gibt bereits ein Literaturhaus im Thurgau. Macht es Sinn, ein weiteres Haus zu installieren?

Ich schätze die Arbeit des Bodmanhauses sehr. Aber Gottlieben liegt, von St.Gallen aus, peripher. Für unser Einzugsgebiet fehlt ein solches Haus. Wir schauen natürlich, was andere Literaturhäuser machen, in Basel zum Beispiel - wenn wir soviel Urbanität wie dort hinkriegen, dann ist das grossartig.

Die Initiativgruppe argumentiert: «Eine Buchstadt braucht ein Literaturhaus.» Du kommst aus der Literaturstadt Solothurn - ist St.Gallen eine Buchstadt?

Der Verein, der das Label «Buchstadt» lanciert hat, hat nicht viel bewirkt. Solothurn hat die Literaturtage, das ist einmalig. Aber St.Gallen muss sich nicht verstecken. Es wird hier gelesen, es gibt initiative Veranstalter, es gibt die klösterliche Tradition und es wird eine schöne grosse Bibliothek geben - aber das dauert noch. Und die «Public Library» ist schon mit so vielen Ansprüchen befrachtet, dass sie nicht auch noch zum Literaturhaus werden kann. Man muss die Idee «Buchstadt» füllen.

Das neue kantonsübergreifende Projekt «Buch und Literatur Ost+» unterstützt Autorinnen und Autoren oder Verlage. Ist das nicht sinnvollere Förderung als ein neues Haus?

Menschen statt Häuser zu fördern: Dem würde ich grundsätzlich beipflichten. Es wäre falsch, Geld von anderswo abzuweigen. Wir müssen andere Quellen finden. Aber ein Literaturhaus kann Dinge initiieren, es bringt Leute zusammen, ermöglicht Anregung, Auftritte, Publicity. Man könnte auch an eine Stadtschreiber-Stelle denken. Das Haus soll mit der Stadt zu tun haben.

Wann wird St.Gallen ein Literaturhaus haben?

Die Institution Literaturhaus startet im Juli dieses Jahres an der Davidstrasse 42. Träger ist weiterhin der Verein Wyborada. Das Haus? Es steht wahrscheinlich schon, aber wir wissen noch nicht, welches es ist.

Eva Bachmann, 1968, ist Deutschdozentin, Literaturkritikerin und -veranstalterin.

mehr: saiten.ch/ein-literaturhaus-in-der-villa/

Schweigeminute

Diese Leerstelle ist stellvertretend für alle, die in der Schweiz unter uns leben und immer noch kein Stimm- und Wahlrecht besitzen.

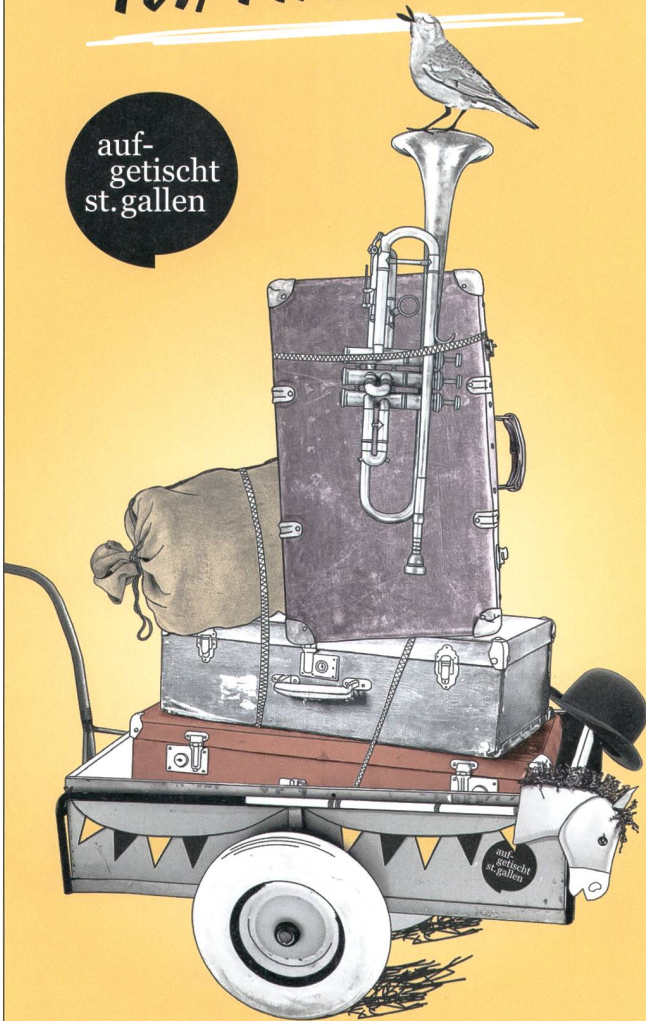
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60

8. Buskers Festival

Aufgetischt St. Gallen

10./11. Mai '19

auf-
getischt
st.gallen



www.aufgetischt.sg

Mit Förderung des

MIGROS
kulturprozent

Kanton St. Gallen
Kulturförderung

//st.gallen

SWISSLO



CORTSBÜRGERGEMEINDE
ST. GALLEN

STADT
FELDKIRCH

vinobile
Die Vorarlberger Weinmesse
26. bis 28. April 2019

14 Regionen
136 Winzer
1.098 Weine

Montforthaus
Feldkirch

#enjoyfeldkirch
#vinobile2019

feldkirch.travel/vinobile
facebook.com/stadtfeldkirch

Gestalterischer Vorkurs

Erwachsene Propädeutikum, Teilzeit

Lehrgangstart

16. August 2019

Infoanlässe

3. April 2019, 19 Uhr

22. Mai 2019, 19 Uhr

gbs
sg.ch

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung

Gewerbliches Berufs- und
Weiterbildungszentrum St.Gallen

Superschwuchtlig



Jeder Mensch hat eine Frage, die ihm am häufigsten gestellt wird. Je nachdem, wie sehr du von der Norm abweichst, gibts auch zwei oder drei. Mit C oder mit CK? Wie ist die Luft da oben? Ah was, und damit verdienst du Geld?

Bei Menschen, die sich für queere Vielfalt einsetzen – also für jene, deren Geschlecht und Sexualität von der Norm abweicht –, gibt es auch einen Katalog an häufigsten Fragen.

Eine lautet: Warum macht ihr eigentlich so ein grosses Ding daraus, anders zu sein, wenn ihr doch eigentlich gleich behandelt werden wollt wie alle anderen?

Und ich glaube, ich verstehe das. Es bitzli. Wenn ich vorige Energie habe, stell ich mir vor, wie es wohl sein muss, nicht täglich von Drag Queens, Kampflésben, stolzen Transleuten und lauten Superschwuchteln umgeben zu sein. Wie es wohl ist, im Ausgang nicht 50 Prozent der Jungs mit «OMG, dein Make-Up!!» zu begrüssen. Wie es sich anfühlen muss, nur alle paar Monate mal wen zu sehen, wo man denkt, hö, ist das eine Frau? Ist das ein Mann? Ist das eine Wunderfigur aus Harry Potter?

Ich erinnere mich. An die Zeit am Ostschweizer Gymi, wo es pro Stufe genau eine Klischeelesbe und einen Klischeeschwulen gab, niemand sprach es aus, alle wussten es, im Jahrbuch hagelte es zweidrei Witze und ihre Spitznamen waren so bitzli homophob. Nicht so richtig schlimm homophob. Nur so bitzli. Dann geht man fünf Jahre später in Zürich an eine Gay Party und trifft die halbe Schaffhauser Kanti, weil sich damals niemand getraut hat, sich zu outen.

Aber warum können wir dann nicht einfach normal sein – und halt nebenbei gay? Warum sind manche Schwule so nervtötend schwuchtlig, Lesben so grauenhaft unweiblich, warum schmeissen wir mit Regenbögen um uns, wenn wir doch einfach brav die Ehe für alle verlangen könnten? Es gibt drei Antworten. Eine schlaue, eine politische und eine wichtige.

Die schlaue: Die glitzrigen lauten Queers, die an der Pride halbnackt zu Lady Gaga tanzen, sind ein Teil von uns, ein wunderschöner sogar. Ein anderer Teil ist tatsächlich so unauffällig, dass du gar nicht checkst. Dein Metzger könnte gestern ein Grindr-Date gehabt haben. Dein Mami hat vielleicht eine Exfreundin. Deine ehemalige Mitschülerin aus der Primar trägt heute vielleicht ein anderes Geschlecht im Pass als damals. Und du weisst es nicht. Du siehst die auffälligen Schwuchteln und die Kampflésben, dabei sind wir etwa dreimal so viele. (Und dreimal so viele Frauen. Du würdest dich wundern.)

Die politische: Wir finden die Norm scheisse. Wir wollen da gar nicht rein. Gut, wenn da jemand zufällig reinpasst und ihm wohl ist, wunderbar. Aber so als Zwang? Als «das Shirt sieht zu gay an dir aus» und «die Frisur macht dich irgendwie unfeminin»? Nein danke. Wir wollen nicht in die enge Norm rein. Wir wollen sie ausweiten. (Wer jetzt einen Witz darüber machen will, dass wir Enges ausweiten: nur zu. Wir findens gut.)

Die wichtige: Gleichheit war nie die Idee. Wir wollen die gleichen Rechte und Pflichten wie alle anderen – Gleichberechtigung ist das Gegenteil von Gleichheit, weil sie uns die Freiheit gibt, uns selbst zu sein. Wer uns fragt, weshalb wir das Anderssein feiern, obwohl wir gleich behandelt werden wollen, sagt ja eigentlich, dass das ein Widerspruch ist. Wir sagen: Wir wollen beides. Anders sein und gerecht behandelt werden. Nur her mit den Regenbögen.

Anna Rosenwasser, 1990 geboren und in Schaffhausen aufgewachsen, wohnt in Zürich. Sie arbeitet als Geschäftsführerin für die Lesbianorganisation Schweiz (LOS) und als freischaffende Journalistin.

«Huiiiiiiiiiiiiiiiiiii!»



Ich habe mich schon immer dafür interessiert, was in den Köpfen meiner Mitmenschen so vor sich geht. Wahrscheinlich wäre es aber bei den meisten von uns im Alltag nicht mal annähernd spannend, was wir denken. Denn wie oft habe ich mich schon dabei erwischt, wie ich einfach nur dachte: «Bompodompompom. POM! Bompodompompom. POM! Bompodompompom. POM!» Und das minutenlang.

Viel spannender wäre es zu wissen, was Menschen in Extremsituationen denken. Was denkt zum Beispiel Simon Ammann direkt vor dem Absprung? Vielleicht so was wie: «Ist es die Olympiade? Nein? Dann ist es ja egal!» Oder was denkt Roger Schawinski vor einem Interview? Wahrscheinlich: «Habe ich mich genug vorbereitet? Weiss ich genug über mich?»

Das ist natürlich alles nur geraten, denn ich kenne mich mit Extremsituationen kaum aus. Also naja... ich war schon mal am Samstag in Konstanz einkaufen. Und ich trete regelmässig vor Menschen auf, was anscheinend die Phobie überhaupt ist: Public Speaking. Ich habe mal in einer Zeitung gelesen: «In einer Studie stellte sich heraus, dass von Lampenfieber betroffene Menschen perfektionistische Persönlichkeiten mit starkem Ehrgeiz und extremer Leistungsorientierung sind.» Seit ich das weiss, habe ich auch Lampenfieber.

Und jedes Mal frage ich mich: Warum? Warum haben wir Menschen Lampenfieber? Schliesslich gilt es nicht, einen Säbelzahntiger zu bezwingen oder noch schlimmer: im Restaurant das Essen zurückzuschicken.

Nein, es geht nur darum, Worte in einer bestimmten Reihenfolge von sich zu geben, während andere Menschen dabei zuhören. Und das machen wir doch alle tagtäglich!

Blöderweise helfen die meisten Tipps gegen Lampenfieber kein bisschen. Wie zum Beispiel das berühmte «Fake it till you make it!» Aber was hilft das bei Public Speaking? Wie soll man «Ruhe» glaubhaft vorspielen, wenn dir der eigene Körper mit Schweissausbrüchen in den Rücken fällt? Ich habe mal im Geschichtsunterricht so sehr gezittert, dass ich auf dem Hellraumprojektor auf drei Lösungen gleichzeitig gezeigt habe. Und ich wünschte, ich hätte ein Pokerface, aber nein, ich habe nur ein Memoryface. Damit meine ich: Selbst wenn man mich schon mal gesehen hat, erinnert man sich nicht mehr wo.

Ein Artikel der «Salzburger Nachrichten» erwähnte gegen Lampenfieber Glücksbringer. Ein kleines Plüschtier oder halt klassisch einen Hasenfuss. Obwohl ich mich schon frage, warum ein Hasenfuss überhaupt als Glücksbringer gilt? Ich meine, dem Hasen hat es nicht geholfen... und der hatte vier davon! Aber wenn ich ständig vom Lampenfieber gebeutelt werde, warum tue ich mir dann das Auftreten immer wieder an? Ganz einfach: Weil ich nur vor der Show nervös bin. Während dem Auftritt denke ich wahrscheinlich das Gleiche, wie Simon Ammann in der Luft.

Und zwar: «Huiiiiiiiiiiiiiiiiiii!»

Jan Rutishauser, 1987 im Thurgau geboren, schreibt seit dieser Ausgabe hauptberuflich Kolumnen für Saiten und verbringt seine Freizeit damit, als Kabarettist aufzutreten, um sich seinen Hauptberuf quer zu finanzieren.

Die letzte Zunftstube



Die Zunftstube soll die grösste in der Stadt St.Gallen gewesen sein, und die spätgotischen Balken seien die längsten freitragenden in der ganzen Altstadt. Sicher aber ist das «Goldene Schäfli» der letzte Zeitzeuge der Zünfte. Und dann ist da der schiefe Boden, mit dem das Lokal berühmt geworden ist. Immer wieder taucht es in Reisereportagen auf.

Dass die Wirtschaft noch existiert, ist nicht selbstverständlich, denn als die Zürich-Versicherung 1954 an der Ecke Marktplatz/Metzgergasse ihre Neubauten errichtete, plante sie in der Metzgergasse, in diesem Stil weiterzubauen. Sie kaufte die angrenzenden Häuser bei sich bietenden Gelegenheiten, 1961 das «Goldene Schäfli». Bald geisterten Pläne von einer Altstadtsanierung herum, mit einem Durchbruch zur Engulgasse und einer Markthalle im Innenhof. Das provozierte, und es kam die Forderung nach dem Denkmalschutz für das Gebäude auf. Zwar war seit 1908 die gotische Balkendecke denkmalpflegerisch inventarisiert, aber eben nur die Decke. Keine rühmliche Rolle nahm in dieser Diskussion 1962 der St.Galler Heimatschutz ein: «Für eine fachgerechte Restaurierung müssten ganz andere, korrigierbare Verhältnisse vorliegen, die hier vollkommen fehlen. Für aussichtslose Restaurierungen dürfen wir uns nicht einsetzen.»

Knapp zehn Jahre später reichte die Zürich-Versicherung ein Abbruch- und Neubaugesuch ein. Die Reaktion war nun eine Petition mit 4500 Unterschriften, worauf der Stadtrat den Abbruch verweigerte. 1976 scheiterte der Kauf des Hauses durch die Stadt in einer Volksabstimmung. 1,6 Millionen für das «Schäfli» und das Nachbarhaus, den «Farbhof», waren der Bevölkerung zu teuer, auch weil die «Fressbeiz» als «Lokal der Mehrbesseren» galt.

Das gute Ende erreichte die «Genossenschaft Goldenes Schäfli», angetrieben vom Architekten Hans Jörg Schmid. Sie konnte das Haus 1977 kaufen und renovierte es für 1,9 Millionen Franken. Das Restaurant bekam damals auch seinen grünen Kachelofen, der aus dem 18. Jahrhundert stammt. Und so sorgen heute Mara Zwatz und Astrit Memetaj dafür, dass das «Schäfli» ein Aushängeschild der St.Galler Erststockbeizli bleibt.

Zum Goldenen Schäfli, Metzgergasse 5
071 223 37 37, zumgoldenenschaefflisg.ch

Fresken und Täfer – subtil erneuert

Noch geschichtsträchtiger tafeln als in den «Gaststuben zum Schlössli» am Spisertor kann man fast nicht. Das Haus mit den zwei runden Ecktürmen und den doppelgeschossigen Steinerkern an der Ecke der Zeughaus- und Spisergasse wurde – so stets draussen auf der Tafel – 1586-1590 an prominenter Lage zwischen Kloster und Spisertor erbaut. Junker Laurenz Zollikofer, ein Enkel Vadians, habe mit den Türmen dem benachbarten Kloster zeigen wollen, dass auch die weltliche Stadt Zeichen setzen kann.

Vieles hat sich in den Gaststuben des Hauses bis heute erhalten: Gewölbe- und Kassetendecken, reich verziertes Täfer, Empire-Stil, die Nischen in den Türmen mit Wandfresken und Malereien zu religiösen Themen. Kein Wunder, steht das «Schlössli» unter Bundesschutz und im Inventar schützenswerter Ortsbilder. Dort wird der Renaissancebau als kleine Stadtburg bezeichnet.

Da gibt es den Festsaal, mit seiner Arche-Noah-Darstellung, die Burgerstube mit zahlreichen Familienwappen und dem Vadianbild, die Rokokostube mit einem Leuchter aus Murano-Glas und die Zollikoferstube. Ende der 1960er-Jahre hatte die Freimaurerloge, der das Haus gehört, eine gründliche Renovation durchführen lassen, und 2005 haben die St.Galler Architekten Forrer Krebs Ley die Küche erneuert und die Räume innen saniert, subtil und mit grösster Rücksicht auf die historische Substanz.

Das Team um Wirt Ambros Wirth nimmt in seinen Gault-Millaut-prämierten Menüs ebenfalls die Geschichte zum Anlass und präsentiert so traditionelle Speisen wie die Kartoffelsuppe vom Blauen St.Galler oder Ribelmais.



Gaststuben zum Schlössli, Zeughausgasse 17
071 222 12 56, schloessli-sg.ch

Besondere Räume in Stadsantgaller Cafés, Bars und Restaurants – entdeckt und fotografiert von der Heimatschutz-Sektion St.Gallen/Appenzell I.Rh. Texte und Recherche: Beat Fritsche, René Hornung. Bilder: Monika Ebner, Emanuel Sturzenegger



HEIMATSCHUTZ
ST.GALLEN/APPENZELL I.RH.

Liebe alle

Die Parteilosen sind überall in der Ostschweiz auf dem Vormarsch. Nach dem Studium ihrer Interviews und Werbebroschüren hat unser Autor für sie eine allgemein gültige Rede verfasst, einsetzbar an jeder Veranstaltung. Von Kaspar Surber

Geschätzte Mitbürgerinnen
und Mitbürger
Liebe Familien und Kinder
Liebe alle

Noch vor wenigen Monaten hätte ich nicht gedacht, dass mich die Politik interessiert. Doch plötzlich war dieser Wunsch da, unser Gemeinwesen mitzugestalten. Und nicht nur der Wunsch, sondern auch die Überzeugung, dass ich dafür die geeignete Persönlichkeit bin. Deshalb habe ich mich am letzten Tag der Anmeldefrist zur Wahl eingeschrieben: als Parteiloser, wobei mir selbst der Ausdruck Parteiunabhängiger lieber ist.

Schliesslich ist es nicht so, dass ich keine Aufnahme in einer Partei fände, mein Los also das eines Parteilosen wäre. Ich wollte gar nie eintreten, bewusst von den Parteien unabhängig sein. Viele von uns spüren, dass Parteien eine Sache von gestern sind. Es sind Wahlvereine, die Interessen organisieren und durchsetzen. Den Parteien geht es nur um ihre Pfründe. Kein Wunder, wenden sich viele von ihnen ab. Und die ganzen ideologischen Auseinandersetzungen immer! Links und rechts, dieser Gegensatz ist im 21. Jahrhundert längst überholt. Was wir heute brauchen, sind konstruktive Lösungen.

Im Gegensatz zu den Parteien bin ich lediglich mir selbst verpflichtet. Das macht mich unabhängig. Ich kann zuhören.

Zudem bringe ich aus meiner bisherigen Tätigkeit in der Privatwirtschaft einen grossen Rucksack an Erfahrungen mit. Ich bin es gewohnt, effizient zu arbeiten. Auf den Punkt zu kommen und dabei das Grosse nicht aus den Augen zu verlieren. Sicher, der Staat muss investieren. Aber wir müssen auch sparsam

haushalten. Vieles ist wünschenswert, aber nicht alles realisierbar. Man kann nur den Franken ausgeben, den man auch eingenommen hat.

Wichtig sind mir auch die Wirtschaft und die Umwelt. Wir dürfen nicht immer alles gegeneinander ausspielen. Ein nachhaltiger Umgang mit Ressourcen ja - aber dabei die Firmen nicht an der Entfaltung hindern. Das gleiche gilt für das soziale Zusammenleben: Toleranz leben am richtigen Ort - aber gegebenenfalls auch Grenzen aufzeigen. Ich bin für den Ausgleich.

Bei meiner Tätigkeit in der Privatwirtschaft habe ich gelernt, Probleme immer in zwei Phasen anzugehen. Wobei mir das Wort Herausforderung besser gefällt. In einem ersten Schritt gilt es, eine Herausforderung anzunehmen. In der zweiten Phase soll sie dann bewältigt werden. Dies unter der Beteiligung aller Betroffenen. Partizipation ist für mich kein Schlagwort, Partizipation muss gelebt werden: im Alltag, im Quartier, in der Gemeinde. Ich kann mir beispielsweise vorstellen, eine Sprechstunde für Bürgerinnen und Bürger einzurichten. Ich möchte die Sorgen der Bevölkerung ernst nehmen. Ihren Puls spüren.

Privat ist mir die Familie wichtig. Auf meine Frau (wahlweise: Auf meinen Mann) kann ich mich verlassen. Sie (Er) ist immer für mich da. Fragt nach, kritisiert am richtigen Ort - und motiviert mich immer wieder. In der Familie gilt das gleiche wie in der Politik: Lieber eine Person, die zuhört, als eine Partei, die bloss ihre Interessen verfolgt. In den Ferientanke ich Kraft.

Wir Parteiunabhängigen erleben derzeit in der Ostschweiz grosse Erfolge. Die Gemeindepräsidien in Gos-

sau, in Wittenbach, in Herisau, sie sind in unserer Hand. Auch in Rorschach hat sich in letzter Minute einer von uns zur Wahl gemeldet. In St.Gallen sitzen wir im Stadtrat. Im Ausserrhoder Kantonsparlament stellen wir schon die zweitgrösste Fraktion. Wobei das «wir» nicht ganz zutrifft: Wir pflegen nur einen lockeren Austausch. Jede und jeder von uns bleibt unabhängig. Ich denke, die Leute wollen das Neue, das Unverbrauchte. Es ist kein Nachteil, ein Quereinsteiger, eine Quereinsteigerin zu sein. Ganz im Gegenteil. Was wir brauchen, sind unverbrauchte Kräfte wie mich. Leute, die unbelastet von Wissen und Vorkenntnissen an die Aufgaben herangehen. Leute, die keine Ahnung haben, wie Sie, liebe Wählerinnen und Wähler.

In den letzten Monaten habe ich auch von der Politik zu träumen begonnen. Manchmal habe ich diesen Alptraum. Es geht um Konflikte. Darum, dass das Wesen der Politik doch der Konflikt sei. Grosse Mauern steuern auf uns zu, die Parteilosen in der Mitte. Sie beginnen, mit donnergrollender Stimme mit uns zu sprechen: Dass wir, die Parteilosen, keine Meinung hätten. Dass wir die Politik zu einer reinen Verwaltungssache machten. Dass wir die Politik an sich auflösten. Meist aber habe ich schöne Träume von gemeinsamen Begegnungen. Ich werde geschätzt. Generell habe ich einen guten Schlaf.

Ich freue mich über Ihre Unterstützung.

Gemeinsam packen wir es an!

Volluni, jetzt!

Weithin wird mit der HSG als Leuchtturm der Ostschweiz hauiert. Aber selbst Leuchttürme werfen Schatten. Wo Regierung und Rektorat bisher nicht so recht hinschauen wollten und die Finanzkontrolle eifrig mitschattierte («um das Vertrauensverhältnis zur kontrollierten Institution nicht zu gefährden»), pfunzelt nun die mediale Stirnlampe umher und bringt endlich etwas Licht ins Dunkel der Spesen- und sonstigen Mauscheleien.

Behörden und Hochschule wehren sich mit aller Vehemenz gegen die Vermischung jener zwei Themenfelder, welche die HSG derzeit umtreiben: die geplante Uni-Erweiterung am Platztor auf der einen, die Spesen-skandale auf der anderen Seite. Im Juni stimmt die Kantonsbevölkerung über den Neubau ab. Es geht um 160 Millionen Franken. Nüme gad nüt, ein Betrag, der natürlich in keinem Verhältnis steht zu den paar zu viel bezogenen Spesenfränklein.

Wer jetzt von den unschönen Einzelfällen auf die ganze Institution schliesst, so muss man diese Rhetorik deuten, wer also diese von bürgerlicher Seite für unzulässig erklärte Vermischung trotz allem vornimmt, handelt bar jeder Vernunft und gegen die Interessen von Land und Leuten. Weshalb diese Vermischung aber unzulässig sein soll, hat bisher niemand schlüssig erklären können. Selbst die Unileitung spricht mittlerweile von der Notwendigkeit eines Kulturwandels. Deutlicher kann die HSG nicht sagen, dass da und dort eben doch die pure Gier grassiert.

Es gibt durchaus Stadtbewohner, die überhaupt nicht wollen, dass die HSG näher ins Stadtzentrum vorrückt. Immerhin gäbe es auch auf dem Rosenberg noch Boden, den die HSG bebauen könnte. Eine freundschaftliche Beziehung baut man nicht auf, indem man sich einfach in die Stube des Nachbarn hockt und womöglich noch nicht einmal die schmutzigen Schuhe ausgezogen hat. Darum schlägt Saiten vor: Ja zum Platztor-Campus, aber nur wenn die Geisteswissenschaften massiv ausgebaut und Naturwissenschaften eingeführt werden. Das würde zusätzlich eine Dozenten- und Studentenschaft anziehen, für deren «Kultur» sich die Uni tendenziell weniger oft entschuldigen müsste. (Roman Hertler)

Wer wird hier diskriminiert?

Manuela Ronzani ist entsetzt. Mit Schrecken musste die St.Galler SVP-Stadtparlamentarierin vernehmen, dass die Frauen am 8. März, dem Internationalen Tag der Frau gratis ins Kunstmuseum, die Kunstzone der Lokremise und das Museum im Lagerhaus kamen. Dieser Skandal hat sie (oder die Männer in ihrer Partei?) so dermassen beschäftigt, dass sie eine Woche später eine einfache Anfrage einreichte. Titel: «Finanziert die Stadt Männerdiskriminierung mit?»

«Meine Recherchen», schreibt die 29-Jährige Jus-Studentin, «haben ergeben, dass die Gratiseintritte über das normale Betriebsbudget abgerechnet werden, kein privater Trägerverein an den Mindereinnahmen beteiligt ist und somit die Stadt diese Gratiseintritte mitfinanziert.» Der Gratiseintritt für Frauen stelle eine «nicht gerechtfertigte Diskriminierung aufgrund des Geschlechts» dar. Dieses «falsche und kräftige Symbol» impliziere, dass «die Stadt Geschlechterdiskriminierung nicht nur gutheisst, sondern auch fördert».

Man stelle sich das Gezeter in der SVP-Gilde vor, würde der Stadtrat die kürzlich eingereichte einfache Anfrage aus der SP-Juso-Fraktion frauenfreundlich beantworten. Diese fragt nämlich, wie es denn mit dem schweizweiten zweiten Frauenstreik am kommenden 14. Juni aussieht, der voraussichtlich auch die städtische Verwaltung betreffen wird. Zum Beispiel wie der Stadtrat gedenkt, den streikenden Angestellten der Verwaltung entgegenzukommen.

Männerschützerin Ronzani wird auch in diesem Vorstoss eine Diskriminierung des beleidigten Geschlechts wittern. Was sie vielleicht nicht sieht in ihrem heiligen Eifer: Es herrscht immer noch keine Lohngleichheit, Frauen leisten immer noch den Löwinnenanteil der unbezahlten Care Arbeit und - weniger global, aber auch wichtig - auf Tampons und Binden zahlen sie immer noch verdammt 7,7 Prozent Mehrwertsteuer (von der Verhütung ganz zu schweigen). Zur Erinnerung: Alle anderen Güter des täglichen Bedarfs haben einen Mehrwertsteuersatz von 2,5 Prozent.

Rechnen wir nach: Eine Frau verbraucht schätzungsweise etwa 15'000 Tampons in ihrem Leben (sofern sie nicht die umweltschonenderen Menstruationscups benutzt). Das sind etwa 500 Packungen oder 2500 Franken. Läge der Mehrwertsteuersatz wie bei anderen lebenswichtigen Dingen bei 2,5 Prozent, würde sie 130 Franken sparen. Damit könnte frau knapp elf Mal ins Kunstmuseum St.Gallen. (Corinne Riedener)

mehr: saiten.ch/wer-wird-hier-diskriminiert/

Geld wie Heu

20 Millionen Franken: Um so viel besser schliesst die Rechnung 2018 der Stadt St.Gallen ab im Vergleich zum Budget. 192 Millionen: Um so viel besser schliesst die Rechnung 2018 des Kantons St.Gallen ab. Der März brachte es an den Tag: Güllen schwimmt im Geld. Die Gründe sind hier wie dort circa dieselben: weniger Konsumausgaben, weniger Personalkosten, höhere Steuererträge, zurückgestellte Investitionen. Oder übersetzt: Stadt und Kanton stehen auf der Bremse, schieben Aufgaben vor sich her beziehungsweise haben zu wenig Personal, um sie anzupacken.

Der fürsorgliche Stadtrat entschied denn auch: «Der Ertragsüberschuss wird dem Eigenkapital zugeschlagen, das sich damit auf 118,4 Mio. erhöht.» Der fürsorgliche Regierungsrat hat ausgerechnet: «Das gesamte verwendbare Eigenkapital beträgt per Ende 2018 somit 1'019,2 Millionen Franken.»

120 Millionen, 1 Milliarde: Gegen diese Kapitalbrocken nimmt sich die andere Zahl, die zuletzt für Aufsehen gesorgt hat, schon fast peinlich aus: 25'000 Franken. Soviel hat der Stadtrat gespart, als er den Kulturinstitutionen Palace und Sitterwerk eine Erhöhung des Betriebsbeitrags für 2019 um 10'000 beziehungsweise 15'000 Franken verweigerte.

An guten Ideen, die 20 Millionen der Stadt sinnvoll auszugeben, fehlt es nicht. Die (unvollständige, beliebig erweiterbare) Liste ist auf saiten.ch zu finden, darauf figurieren zum Beispiel Gratis-ÖV für alle, mehr Tempo für die Förderung des Langsamverkehrs, ein Kulturhaus für die freie Szene und Schwung für den Umbau des Kunstmuseums, höhere Beiträge an Palace und Sitterwerk, ein Hauswipfelpfad durch die Altstadt oder Geld für einen freien Streiktag für alle bei der Stadt angestellten Frauen am 14. Juni.

Und falls die 20 Millionen nicht reichen, knapst der Kanton vielleicht noch etwas von seiner Milliarde ab. Die Hauptstadt und ihre Bevölkerung hätte es verdient. (Peter Surber)

mehr: saiten.ch/wohin-mit-den-20-millionen/